

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 48 (1944-1945)

Heft: 1

Artikel: Bande des Blutes : ein Roman [Fortsetzung folgt]

Autor: Eschmann, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bande des Blutes

Ein Roman

Nach dem Leben erzählt von
ERNST ESCHMANN

1.

Klaus Steffen verlor den Kopf. Wie verzweifelt stürmte er durchs Haus, über die Treppen und durch die Gänge. Dann blieb er wieder stehen, lauschte nach dem Zimmer, wo seine Frau lag und trat zu ihr ans Bett. Sie wandte den Kopf ihm zu, sagte aber kein Wort. Ein stöhnennder Laut entrang sich ihren Lippen. Sie tat nicht dergleichen, als erkannte sie ihn. War sie noch beim Bewußtsein?

Der Doktor war kurz vorher dagewesen und hatte der pflegenden Schwester gesagt, was sie tun solle. Er schüttelte den Kopf. „Die Krise! Bis gegen Abend wird sich zeigen, ob das Herz der armen Frau stark genug ist, die hohen Fieber auszuhalten. Wenn sie auf der Höhe der vierzig bleiben oder noch höher steigen, müßten wir das Schlimmste befürchten.“

„Wie steht's?“ fragte der Vater.

Die Schwester flüsterte: „Sie phantasiert. Vorhin hat sie Ihnen gerufen. Dann glaubte sie unten in der Wirtsstube zu sein, redete mit dem Zöseli und unterhielt sich mit dem Bäckerburschen Fränz. Wir brauchen fünf große Brote, drei Dutzend Nussgipfel und zwanzig Schildweggen!“ Aber gleich verwirrten sich die Gedanken. An der Gräbt macht es einfach. Die Leidende, die von auswärts kommen, nehmt in den großen Saal und tischt ihnen ein rechtes Essen auf!“

Steffen fuhr sich mit dem Nasstuch über die Augen und bemerkte erschrocken: „An den Tod hat die arme Emma schon gedacht. Das ist kein gutes Zeichen.“

Schwester Karline tröstete den fassungslosen Mann: „Ich habe schon das Gegenteil erfahren. Just vorletzte Woche habe ich bei einem schwerkranken Patienten die ganze Nacht gewacht. Es war ein Mann, der eine gefährliche Operation hinter sich hatte. Aus dem Spital war er gekommen. Um jeden Preis hatte er nach Hause wollen.

Der Transport im Krankenwagen hatte ihm nicht gut getan. Eine Verschlimmerung stellte sich ein, und auf die Nacht wurde das Befinden kritisch. Er dämmerte dahin. Zuweilen öffnete er für einen Moment die Augen, schaute mich verwundert an, ein Lächeln huschte über seine Züge, und ganz beglückt rief er aus: O wie schön! Wie das Wasser schimmert! Und die Möven kommen und begleiten unser Schiff! Er glaubte, er befindet sich auf dem See und mache eine Spazierfahrt. Am andern Morgen gingen die Fieber zurück. Der Kopf wurde klar, und das Schwerste war überwunden. Heute ist er außer Gefahr und auf dem Wege der Besserung.“

„Und Sie sind der Meinung, auch hier könnte eine Wendung zum Bessern eintreten?“

„Natürlich! Die menschliche Natur ist unberechenbar, und niemand kommt hinter die Geheimnisse, von denen wir alle umgeben sind.“

Der Wirt atmete auf. Ein Fünklein Hoffnung begann wieder in ihm zu glühen. Dann blickte er hinüber nach dem Wägelchen, in dem das Neugeborene lag. Es war ein winziges Geschöpflein, ein Mägdlein, das von der Welt noch keine Notiz nahm. Es tat einen guten Schlaf. Wie niedlich, wie köstlich! freute sich der Vater. Das Näslein habe es von ihm, meinte die Schwester, und auch die Wölbung ums Kinn weise seine Züge auf. Die Auglein seien die der Mutter und auch die Stirne, auf der die blonden Härchen sitzen. Was für ein niedliches, liebes Menschenwesen! Nicht genug konnte es der glückliche Vater bewundern. Mit dem rechten Zeigefinger fuhr er ihm sachte über seine Wänglein, berührte ein Händchen und bewegte ein Armllein. Jetzt schlug es die Auglein auf, staunte in die Stube und überlegte sich wohl, wer das sein könnte, der sich so fleißig mit ihm abgab.

Ach Gott! Wie hilflos lag es doch da! Es brauchte Pflege und die Liebe einer Mutter, die ihm zu trinken gab und Tag und Nacht es be-

hütete, bis es selber sich wehren konnte und mit seinen Wünschlein herausrückte.

Klaus Steffen durfte gar nicht daran denken, wie es käme, wenn es die Mutter und er die Frau des Hauses, die Wirtin im großen Gasthof „zum Rebstock“, verlieren müßte. Was finge er an? Eine Frau gehörte in diesen großen Betrieb. Von morgens früh bis abends spät gab es Arbeit die Menge, unten in der Wirtsstube, im Office, in der Küche, und eine Leiterin mußte da sein, die selbständig befehlen konnte. Als Metzger war er oft im Lande herum unterwegs. Es galt, den Bauern nachzugehen, Kälblein und Rindlein zu erhandeln, und stets mußte er besorgt sein, daß in der Rauchkammer ein halbes Dutzend Schinken hingen.

Gäste aus der Stadt kehrten gerne ein im „Rebstock“. Sie waren gewiß, hier gut versorgt zu sein, und auch der Keller erfreute sich eines guten Rufes. Steffen pflegte im Herbst seinen Wein von den Bauern zu kaufen, und er war eifrig bedacht, daß sie beim Keltern keine faule Beere mitlaufen ließen. So hatte er einen guten Tropfen in den Fässern, und wenn die Zeit gekommen war, füllte er den Weizen und Roten in Flaschen und Fläschchen ab und hatte so im Laufe der Jahre einen Ruf erworben, um den ihn mancher gleichgültigere Pintenwirt beneidete.

Der „Rebstock“ lag in der Nähe der Stadt, auf einer Anhöhe, von der aus man einen freien Blick ins weite Land, auf den See und nach den Bergen genoß. Spaziergänger bevölkerten an schönen Sommersonntagen die offene Terrasse und den großen, schattigen Garten. Am liebsten kamen Familien mit Kindern. Denn hier konnten sich die Buben und Mädchen tummeln. Sie vergnügten sich auf der Rutschbahn oder im Rundlauf. Andere setzten sich in die Küschlein und ließen sich rundum fahren, während nicht selten etwas leckere Bürschlein in den Stall hinüber sprangen und in Schopf und Scheune sich herumtrieben oder auf dem grünen Rasen mit den Kälblein die lustigsten Bocksprünge machten.

Und Vereine kamen; sei's, um auf einem Ratterbummel nach einer langen und lauten Nacht sich den benommenen Kopf auszulüften, sei's irgend ein Festlein zu begehen und zugleich von der schönen Welt etwas zu sehen. Die meisten rück-

ten zu Fuß an und fanden es kostlich, nach vollbrachtem Marsch an einen guten Tisch zu sitzen. Andere benützten ein Stück weit die Tramwagen und die ganz Bequemen die Bahn, die unten am Fuße des Hügels jeweilen ganze Schwärme von Ausflüglern entließ.

Der „Rebstock“ war ein stattlicher Riegelbau und gehörte einer Zeit an, in der man noch nichts wußte von Auto und Flugzeugen. Im Hofe plätscherte ein Brunnen, und eine mächtige Linde breitete ihre Äste aus und strömte jeweilen, wenn die Blüten aufgebrochen waren, einen betäubenden Duft aus. Über dem Eingang hing das Schild, eine treffliche, schmiedeiserne Arbeit. Eine Rebe, von schweren Trauben behangen, baumelte im Winde, und nebenan führte die Türe in die Metzg, in der die langen Kinderseiten hingen und auf deren Tischen die verlockenden Zünglein, Würste und Schweinsfüße ausgelegt waren.

Frau Steffen hatte mit den Jahren auch gelernt, in den Metzgergewerb zu stehen. Sie hanterte mit dem blanken Messer hinter der Fleischbank und bediente die Kunden, wenn just der Bursche oder ihr Mann nicht zugegen war.

Jetzt hatte das Verhängnis an die Türe des ringsum geschätzten Hauses geklopft. Der Wirt, eine stattliche, hohe Erscheinung in den besten Jahren, im Zuge, seinen Wohlstand von Jahr zu Jahr um ein Beträchtliches zu vermehren, fühlte sich plötzlich unsicher und sah sich an einem Abgrunde stehen, der sein Innerstes erzittern ließ.

Wie stünde er da ohne Emma, seine Frau, und wie wär's um das Mägdlein bestellt, das ihm vor wenigen Tagen erst geschenkt worden war! Teuer, zu teuer müßte er das Glück bezahlen, wenn es ihn das Leben der Mutter kostete!

Bis jetzt hatte ein gutes Geschick ihn emporgetragen. Es war ihm, es müßte so sein. Ein zweites Mägdlein wuchs zu seiner Freude heran, das Liseli. Es zählte vier Jahre und war von einer Lustigkeit erfüllt, die alle ansteckte, die in seine Nähe kamen. Wie ein Bienlein im Herbst um die süßen Trauben summt, tanzelte es durchs Haus und war die Sonne des „Rebstocks“. Auch es bedurfte bei seinem mutwilligen Wesen der Obhut der Mutter. Dann aber, nach Jahren, war mit Sicherheit zu hoffen, daß es zu einem tüchtigen Mägdlein heranwuchs, das dem „Rebstock“

bald gute Dienste leistete und an dem die Eltern die hellste Freude haben durften.

Klaus Steffen stand noch immer in der Krankenstube. Er glaubte, den Augenblick erleben zu müssen, da Emma zu phantasieren aufhörte, ihn erkannte und ihm ein klares Wort gab. Er wartete umsonst. Die Schwester näherte sich dem Bett, sprach begütigend auf die Patientin ein, rief sie beim Namen und fragte sie, ob sie ihr ein Schlücklein Tee bringen dürfe. Aber Frau Emma gab ihr keine Antwort, sprach von Wäsche, die eingeweicht werden müsse und von Seilen, die im Hofe gespannt wurden.

Es war zum Verzweifeln.

Der Wirt verfiel ins Studieren. Was machte er, wenn er seine Frau verlieren müßte? Wie erginge es ihm, dem ganzen Haus, der Familie, dem Wirtschaftsbetrieb, der Mezg und Liseli? Ersatz wäre schwer zu finden. Wer ersezt eine Mutter? Gute, willige Leute wären vielleicht schon aufzutreiben, wenn man Glück hätte. Aber man konnte auch daneben geraten. Man konnte sich täuschen. Mit schönen Worten und Versprechungen war's nicht getan.

Und wie käm's mit dem Jüngsten, mit dem Kleinsten, das noch nicht einmal getauft war? Das Arme, das Ärmste! Von Mutterliebe wußte es nichts, und wenn ihm auch freundliche und von Herzen kommende Worte gegeben wurden, wenn es sein Schöpplein erhielt und ihm die Tränen getrocknet wurden, wenn man ein Liedlein sang an seinem Bettchen und wenn man es am Morgen mit einem Lächeln begrüßte, wenn es erwachte, es waren nicht die Worte und Blicke der Mutter, die alles zu seinem Wohle einsetzte. Man konnte Kindermädchen bekommen und Schwestern, die die Kunst der Pflege gelernt hatten und nichts verabsäumten. Eines, das Schönste, das Beste konnten sie ihm nicht geben, die Bereitschaft, jegliches Opfer zu bringen, Tage und Nächte bei seinem Bettlein auszuharren und alles aus dem Wege zu räumen, was es bedrohte, jedes Mücklein und jeden Laut, der seinen Schlummer störte. Eines Tages, wenn es ihnen gefiel, sagten die Fremden: wir gehen fort. Etwas anderes lockt uns, die weite Welt. Und das Kindlein muß sich an neue Hände, an neue

Augen gewöhnen, und es versteht nicht, was sich in seinem Kämmerlein abgespielt hat.

Klaus Steffen schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Er mußte gehen. Unten in der großen Wirtsstube wimmelte es von Gästen, das kleine Jägerstübchen war bis auf den letzten Platz besetzt, und vom Garten her klopften ein paar Ungeduldige an die Teller: Wirtschaft! Die Glocke des Mezgerladens schrillte unaufhörlich, und der rotwangige Sebantoni, der Mezgerbursche, hatte vollauf zu tun, die Kundshaft zu bedienen. Auf den späteren Abend war noch der Männerchor eines benachbarten Dorfes angesagt. Er wollte nach einem währschaften Nachessen einen gemütlichen Abend verbringen und ein paar Lieder singen. Just diesen Männerchor wünschte Klaus Steffen heute ins Pfefferland. Er durfte den Leuten doch nicht sagen, sie sollten sich ruhig verhalten, sie, die gewohnt waren, bei lauter Gemütlichkeit einander die lustigsten Späße zu erzählen, zum Handorgelspiel ein Tänzlein zu machen und abwechselnd das Züsli und das Rösli vom Büfett weg zu holen zu einem wirlbenden Walzer.

„So geh ich“, bemerkte der Wirt zur Schwester und warf noch einen Blick nach dem Bett hinüber, in dem die fiebernde Frau unverständliche Worte vor sich hinsagte. „Wenn etwas ist, rufen sie mir! Ich werde wieder kommen und sehen, wie's steht, sobald ich eine Minute entwischen kann. Schließen sie die Fenster und Türen, daß kein Laut herausdringt, und ich will dafür sorgen, daß die Jässer nicht zu lärmig auf den Tisch klopfen.“ Sachte zog der Vater die Türe hinter sich zu, huschte auf den Zehen durch den Gang und die Treppe hinunter. Wie er unten in der Stube stand, stürmte viel Volk von allen Seiten auf ihn ein, streckte ihm die Hand zu freudiger Begrüßung, und Züsli und der Schenkburgsche kamen gesprungen. Es gab eine Hunderter-Note zum wechseln, und Ruedi, der im Keller den Wein holte, brauchte den Schlüssel für den Verschlag, in dem die Klevner Flaschen untergebracht waren.

„Da, da! Ich komme!“ rief Klaus und gab nach allen Seiten Auskunft. Er erkundigte sich als gewandter Wirt nach dem Wohlergehen seiner Kundshaft, streckte dem Dirigenten des Männer-



Gute Kameraden

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp

chors die linke, dem Präsidenten die rechte Hand und zwang sich zu ein paar freundlichen Worten. Dann eilte er in die Küche und fragte Madle, ob sie nachkommre. Er guckte in die Pfannen, nahm hier eine Probe und dort eine und stellte mit Genugtuung fest, daß alle Gäste genug bekamen und die Rippchen und das Sauerkraut bald aufgetischt werden konnten. Und doch war er nur halb bei der Sache. Seine Gedanken weilten oben in der Krankenstube, und wenn er auf der Treppe Tritte vernahm, fürchtete er, es sei die Schwester, die ihm schlimme Nachricht brachte.

Die Nacht brach herein. Die Tische im Garten entleerten sich. Der Abendzug entführte einen Schwarm von Leuten in die Stadt. Die Sänger rückten zusammen und winkten dem Wirt, daß er sich auch in ihren Reihen niederlässe.

Klaus Steffen vertröstete sie auf später, er habe noch zu tun. Aber mitten im Rennen durch die Gänge und von einer Stube in die andere konnte es geschehen, daß er plötzlich vor einem Fenster stille stand und ins Dunkel starrte. Mit scharfem Ohr horchte er, ob er die Stimme seiner Frau vernehme.

Einer vom Chor stieß seinen Nachbar an: „Schau den Wirt, was er für Augen macht! Es muß ihm heute etwas wider den Strich gegangen sein.“ Da tauchte die Krankenschwester auf. Was hatte eine Schwester im „Nebstock“ zu tun?

Sie ging auf Klaus Steffen zu und gab ihm einen Wink. „Die Kranke ist eingeschlafen. Sie hat sich beruhigt, und es ist anzunehmen, daß sie eine gute Nacht hat.“

„Und das Kindlein?“

„Ein gar liebes ist es. Es schlafst schon und hat kein einziges Mal nach der Mutter geschrien.“

Der Wirt atmete auf. Ob das Schicksal es doch gut mit ihm meinte und ihn vor dem Schlimmsten bewahrte?

Nach einer Weile enteilte er ins obere Stockwerk und guckte ins Zimmer der Kranke.

Die Schwester war besorgt. „Das Herz arbeitet auf einmal sehr unregelmäßig. Oft setzen die Schläge für eine bange Weile aus.“

„Soll ich den Doktor kommen lassen?“

„Ich würde es tun.“

Klaus Steffen ging ans Telephon.

Ruhiger trat er in den Gang hinaus. Der Spezialarzt brachte gewiß mit, was er brauchte, um die Patientin über die gefährlichste Klippe hinwegzuheben.

Der Männerchor sang das erste Lied.

Der Wirt schloß alle Türen.

Bald darauf ratterte ein Auto daher. Der Doktor war da. Mit seiner Ledertasche eilte er ins obere Gemach. Die Schwester empfing ihn. Sie sah, daß er eine besorgte Miene machte. Dann bereitete er eine Einspritzung vor. „Wo ist Herr Steffen?“

„Er wartet im Gang.“

„Ich bleibe noch ein Weilchen hier. Man kann nicht wissen“, flüsterte der Doktor.

Unten im Saal wurde eine Rede gehalten. Kein Wort drang herauf. Jetzt setzte ein Klatschen ein, das die Wände durchdrang.

Die Kranke öffnete die Augen und richtete sich im Bett empor. „Geht der Wind?“

„O nein! Herrlich ist's draußen!“

„Sie sind's!“ sagte Frau Steffen erschrocken.

Jetzt trat die Schwester ans Bett.

„Wenn ich nicht mehr da bin, habt Sorge mit dem Kindlein und tut, was zu seinem Wohle dient!“

Jetzt kam Klaus Steffen über die Schwelle.

„Du bist's!“ begrüßte ihn die Mutter. Auf einmal schien sie ganz klar in Gedanken zu sein. „Mariele müßt ihr das Mägdlein taufen!“ sagte sie und wischte sich eine Träne aus den Augen. „Ich werde nicht mehr dabei sein.“

Der Wirt erschrak zu Tode.

„Und hörst du: Tragt es auf den Händen! Ein zartes Pflänzlein ist's, und die rauen Windlein verträgt es nicht, wie ich.“

Klaus vertröstete seine Frau: „Du wirst alles am besten machen, wenn du wieder gesund bist.“

Jetzt schienen ihr die Sinne zu schwanden. Sie schüttelte den Kopf und sank in die Kissen zurück.

Die Schwester suchte sie zu stützen.

„Wir müssen sie liegen lassen“, flüsterte der Doktor und ließ die Bewußtlose nicht aus den Augen.

Die Uhr im Kästlein schlug eine Stunde.

Und noch einmal eine.

Es war spät geworden.

Unten im Saale war's still. Die Gäste hatten sich verzogen. Der Wirt hatte sich ihnen nicht mehr gezeigt.

Was hat er nur heute gehabt? fragten etliche etwas unzufrieden. „So zugeknöpft ist der Steffen noch nie gewesen.“

Um Mitternacht standen alle, die noch in der Küche und im Saale zu tun gehabt hatten, zusammen. Die alte Madle lamentierte. Der Josephbantoni, der sonst ein rauher Geselle war, starrte in den Boden hinein. Ruedi, der Schenkursche, bemerkte ganz leise: „Letzte Nacht hab' ich das Totenührlein schlagen hören. Paßt auf, was bis zum Morgen geschieht!“

Als Klaus Steffen die Treppe herunter kam, stoben sie auseinander. Der Wirt rief sie wieder zusammen, und dann verkündete er ihnen: „Meine Frau ist gestorben.“ Er brach in lautes Schluchzen aus.

Der Doktor machte sich auf den Heimweg. Er drückte dem unglücklichen Manne die Hand. „Wie gern hätt' ich Ihnen geholfen. Meine Kunst hat versagt. Sie wissen, wie sehr ich an ihrem Verluste Anteil nehme.“

Das Auto fuhr in die Nacht hinaus.

Um „Rebstock“ brannte noch lange Licht.

Andern Tags flog die Kunde von Haus zu Haus: Frau Steffen, die gute Wirtin, ist gestorben.

Und die Sänger wußten, was Klaus für einen Kummer gehabt hatte.

2.

Eine schwere Zeit brach an für Klaus Steffen. Manchmal überfiel ihn eine Traurigkeit, gegen die er sich nicht zu wehren wußte. Er sah sich an einem Ende und fand keinen Anfang mehr. Jetzt erst kam im manches zum Bewußtsein, an das er nie in vollem Ernst gedacht hatte. Gewiß, er hatte immer geschäzt, was er an Emma besessen

hatte. Aber jetzt, da sie nicht mehr im Hause war, erfuhr er jeden Tag aufs neue, was sie für ihn, für den „Rebstock“ gewirkt hatte. Der Gasthof war ohne sie kaum zu denken. Sie hielt alle Fäden zusammen und das Getriebe der Landwirtschaft im Gang. So konnte es Klaus verantworten, tagelang fortzubleiben. Ohne dringende Geschäfte tat er's nicht, und manchmal hatte es ihn mitten am Tage heimgetrieben: du darfst die Frau nicht so allein lassen. Und er verschob einen fälligen Besuch auf später. Wenn er dann heim kam, fand er alles in Ordnung. Die Frau stand in der Küche, oder dann verhandelte sie mit einem Knecht am Brunnen, bediente eine Frau in der Metzg oder sprach mit einem Gast in der Wirtsstube. Für alle hatte sie ein freundliches Wort, und alle wußte sie in ein Gespräch zu verwickeln, daß sie merkten: die versteht etwas von der Sache und flunkert nicht.

Der „Rebstock“ kam einer abgestellten Uhr gleich. Ringsum fehlte die Wirtin. Sie wußte, wo alle Schlüssel waren. Sie war mit allen Kleinigkeiten auf dem Laufenden. Am Telephon hatte sie Auskunft gegeben, Bestellungen entgegengenommen von kleinen und größern Gesellschaften, mit den Lieferanten sich verständigt und für den Frieden im Haus gesorgt. Das letztere war ihr Kunststück gewesen. Wer arbeitete und seine Pflicht tat, den ließ sie gelten. Sie maß bei allen, die in ihrem Gewerbe arbeiteten, mit gleicher Elle, und wo ein Fünklein der Zwietracht aufblitzte, verstand sie zu verhüten, daß es zur Flamme wurde. Die Achtung vor ihrer Person, die sie ohne Schärfe pflanzte, kam ihr selber zugut. Denn niemand hatte es gewagt, ihr etwas anzuhaben, und niemand traute ihr zu, daß sie eine Sache unternahm, die sie nicht vor hoch und niedrig verantworten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

HERBSTLICHES

Rosenrote Wolkenfetzen
sind verstreut am Himmelsgrunde:
prunkvoll sich zu Ruhe setzen
um die frühe Abendstunde
will der goldne Sonnenball.

A BENDROT

Schönheit soll ihn warm umfangen:
frostig war die Tageshelle! —
Doch nun mag der Himmel prangen;
manche glutdurchtränkte Welle
überflutet kühn das All!
Mark von Gabel